

den er als seinen Berater zum Konzil mitnahm und den er auch nach der Wahl zum Papst als einen seinen eigenen Intentionen nahen Theologen schätzte und konsultierte: Carlo Colombo (1909–1991). Daß zwischen den Theologiebegriff klärenden Publikationen des Mailänder Theologen und entsprechenden Äußerungen des Papstes eine auffällige Parallelität besteht, kann der Autor mit einigen Beispielen belegen (vgl. S. 84, 96).

Die folgenden Kapitel befassen sich mit dem Pontifikat Pauls VI. (1963–1978). Die systematische Betrachtungsweise überlagert den historischen Duktus, der aber nie ganz in den Hintergrund tritt. Souverän zieht der Autor sämtliche Register der Verlautbarungen dieses Pontifikats. Dabei ist ihm die Vollständigkeit der Dokumentation wichtiger als das Hervortreten der gestuften Gewichtung der verschiedenen literarischen Gattungen und Formen päpstlicher Unterweisung. Das 2. Kapitel reflektiert anhand der Lehrverkündigung Pauls VI. die Funktion der Theologie innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft, m. a. W. die Kirchlichkeit der Theologie. Das 3. Kapitel behandelt die Theologie in ihrem Wesen als Glaubenswissenschaft, also die besondere wissenschaftliche Qualität dieser Disziplin, für die die Anselm-Formel »fides quaerens intellectum« als Leitmotiv dient. Das »Jahr des Glaubens«, das der Papst im Gedenken an das Martyrium der Apostelfürsten ausgerufen und mit einem feierlichen Credo am 30. Juni 1968 abgeschlossen hat, bezeichnet einen Markstein in der nachkonziliaren Periode, aber auch den Beginn einer ersten Krise. Im 4. Kapitel mit der Überschrift »Die Herausforderungen der Theologie« (wohl zunächst im Sinne eines Genitivus objectivus, der aber in den Fällen der medienwirksamen Kontestation von Seiten einiger Theologen auch zum Genitivus subjectivus wurde) rückt die wohl schwierigste Phase ins Blickfeld, als nach der Veröffentlichung der Enzyklika »Humanae vitae« der innerkirchliche Dissens stärker wurde als das missionarische Zeugnis der Kirche vor der Welt. Die vom Papst selbst diagnostizierten Wurzeln der Probleme im Säkularismus, Subjektivismus und Relativismus werden zu einer Herausforderung, der sich die Theologen mit der nötigen Unterscheidungskraft stellen sollen, wie sie unermüdlich von ihm ermahnt wurden.

Das abschließende Kapitel tritt nun ex professo in die genannte Kontroverse ein. Der Autor stellt zunächst referierend die Positionen gegenüber, um dann mit einer Reihe von überzeugenden Argumenten die von den Mailänder Theologen bereits vorgezeichnete These zu untermauern. Statt als Verfechter erscheint Paul VI. vielmehr als Überwinder eines Theologieverständnisses »ex dele-

gatione magisterii« und als Übergang zu einer wesentlich komplexer (aber auf diese Weise sachgemäßer) konzipierten Figur, die im Dreiecksverhältnis zwischen Offenbarung, Schrift und Tradition (an der Spitze), persönlichem und kirchlichem Glauben (»sensus fidelium«) einerseits und dem Lehramt der Hirten andererseits ihren eigenständigen und unverzichtbaren Platz als wissenschaftliche Disziplin unter Anerkennung der Freiheit ihrer Forschung zugewiesen erhält.

Auf 22 Seiten werden die Quellen für Montini/ Paul VI. erschöpfend aufgelistet. Ihnen folgt ein knapperes Verzeichnis der Sekundärliteratur. Leider sucht man vergeblich nach einem Register. Gerade für Arbeiten dieses Typs der mehr positiven als spekulativen Theologie wäre wenigstens ein Personenregister ein dringendes Desiderat, das den Benutzerwert des Buches noch steigern würde.

Vor zwei Jahren war das Centenarium der Geburt von Giovanni Battista Montini zu feiern, der am 26. September 1897 das Licht der Welt erblickt hat. Das Jubiläumjahr sollte einen Anstoß geben, manche Vor- und Fehltrite eines antirömischen Affektes zu überwinden und diesem Pontifex in wissenschaftlicher Sachlichkeit aus der wachsenden historischen Distanz heraus mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als dies viele seiner Zeitgenossen getan haben. Der Autor des vorgestellten Werkes hat auf jeden Fall das Verdienst, mit soliden Argumenten und einer gründlichen Dokumentation dafür einen wertvollen Beitrag geleistet zu haben, dem man nur wünschen kann, daß er auch rezipiert werde.

Manfred Lochbrunner, Bonstetten

Staudinger, Hugo: Kirchengeschichte als Interpretation der Weltgeschichte. Weltgeschichtliche Überlegungen, Stein am Rhein: Christiana Verlag 1998, 244 S., ISBN 3-7171-1051-9, kartoniert, DM 24,00.

Der Geschichtsdidaktiker und Wissenschaftstheoretiker Hugo Staudinger versucht mit seinem neuesten Werk aufzuzeigen, daß Christus der Schlüssel zur Weltgeschichte ist. Da für einen Christen die Inkarnation des Logos als der Angelpunkt der Weltgeschichte zu betrachten ist, »muß sich die gesamte Weltgeschichte mit Hilfe der Offenbarung in besonders überzeugender Weise interpretieren lassen.« (6) Den Titelbegriff Kirchengeschichte rechtfertigt Staudinger mit dem Hinweis, daß ihm nicht daran liegt, einseitig theologisch die Geschichte der Christenheit nachzuzeichnen, sondern vielmehr eine »Darlegung geschichtlich nachweisbarer Tatsachen und Zusammenhänge« vorzule-

gen. Dabei geht es vor allem um die Grundfrage: Ob und in welcher Weise die Welt »tatsächlich auf das Erscheinen Christi hingeeordnet ist.« (6)

»Grundüberzeugungen und -tendenzen der vorchristlichen Welt« eröffnen den ersten Teil des dreigliedrigen Werkes. Der Verfasser geht im Kapitel »Der Beginn und die erste Phase der Weltgeschichte« (8–25) entgegen einer verbreiteten mechanistischen oder zyklischen Weltansicht von der These aus, »daß die Welt eine Geschichte hat« (8), die auf einem Zeitpfeil »unumkehrbar von der Vergangenheit in die Zukunft weist«. (9) Auch die Geschichte der vormenschlichen Welt ist in die heilsgeschichtliche Konzeption zu integrieren, da die Bibel keineswegs erst mit dem Auftreten des Menschen beginnt. Doch gegen die naturwissenschaftliche These der Höherentwicklung der Materie in langen Phasen bezieht Staudinger Stellung: »Weder Atome noch Moleküle entstehen in einem allmählichen Prozeß, sondern in einem plötzlichen Geschehen. Der alte und zunächst höchst plausible Satz »natura non saltat« ... ist nachweislich falsch.« (11) Der klassische Darwinismus mit der These von pflanzlichen und tierischen Übergangsformen ist als überwunden anzusehen. Vielmehr muß man einen punktuellen und epochalen Übergang von einer Spezies zur anderen in Betracht ziehen. Der Vorteil dieses Evolutionsmodells liegt v. a. in der Übereinstimmung mit den Fossilienfunden und in der besseren Verträglichkeit mit der Gesamtentwicklung der Wirklichkeit. In der vormenschlichen Schöpfung erkennt Staudinger auch bereits die Freiheit grundgelegt, denn es gibt nach seiner Meinung auch »nicht determinierte Geschehnisse, die dennoch nicht als zufällig betrachtet werden können«. (16) »Schon die vormenschliche »Weltgeschichte« wird nicht allein durch die alles bewegende schöpferische Aktivität Gottes, sondern auch durch die von ihm ausgelöste Mitgestaltung durch das jeweils schon Geschaffene geprägt.« (17)

Gegen die Auffassung, alles Lebendige verdanke sein Entstehen einer Reihe glücklicher Zufälle, geht Staudinger mit wissenschaftstheoretischer Argumentation vor. Jacques Monod übersieht seiner Meinung nach (in seinem Buch »Zufall und Notwendigkeit«) mit der These, daß auch das Unwahrscheinlichste einmal zutrefte, die notwendige Vorfrage, ob eine »Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung grundsätzlich bei allen Erscheinungen der Wirklichkeit angemessen ist«. (18) Für den Verfasser ist eine stochastische Rechnung nur dann sinnvoll, wenn überhaupt eine Möglichkeit besteht. Monod begeht für ihn den Fehler, zwischen Einzelprozessen und Gesamterscheinungen nicht zu unterscheiden. Ein Fluß, in dem sich einzelne Wassermoleküle stromaufwärts bewegen, wird sich nie zu-

fällig als Ganzes stromaufwärts bewegen, weil er eine Gesamterscheinung darstellt und sein Fließen ein Gesamtvorgang ist. Eine angemessene Interpretation der Wirklichkeit ist für Staudinger schließlich nur in einer entsprechenden Würdigung der Bereiche des Materiellen, des Lebendigen und des Geistigen gegeben. Dies sieht Staudinger im »anthropischen Prinzip« verwirklicht, das besagt, daß die Materie von Anfang an so beschaffen war, daß aus ihr der Mensch – und als Höhepunkt der inkarnierte Logos – hervorgehen konnte. (24) Somit vermag einzig eine christologische bzw. theistische Interpretation der Geschichte der Welt einen Sinn zu geben, nachdem die atheistischen Systeme sie letztlich als absurd abtun müssen. (25)

Bemerkenswerte Anregungen sind dem Kapitel »Der Anfang der Menschheit und die Uroffenbarung Gottes« (26–40) zu entnehmen. Staudinger zeigt die personale Dimension des Menschen auf, die ihren Höhepunkt in der Beziehung zum dreipersonalen Gott und zu anderen Menschen erreicht. (27) Religionsgeschichtlich weist Staudinger nach, daß die biblische Offenbarung gegenüber den Mythen polytheistischer Völker »das im Sinne der Wahrheit Ursprünglichere und Authentischere« (C. F. v. Weizsäcker) enthalte. (32) Im folgenden Kapitel legt er in konzentrierter Form die »Geschichte des auserwählten Volkes Israel« (41–61) dar. In seinen Ausführungen über die Propheten stellt er fest, daß sie zwar Gottes Wort verkündeten, aber nicht »bloßes Sprachrohr der Gottheit« (57) waren. Die Propheten sind für den Verfasser wohl inspiriert, aber in ihrer Rede »doch auch zeitgebundenen Vorstellungen und persönlichen Überzeugungen verhaftet«. (58) In »Die Adventszeit der heidnischen Welt« (62–72) bietet Staudinger einen Streifzug durch die griechische Philosophie, bei der er aus Platzgründen sehr vereinfacht, aber durchgehend richtig die wichtigsten antiken Denksysteme vorstellt. Erst die rationale Durchdringung der Offenbarung hat die weltweite Verbreitung des Evangeliums gesichert, kann Staudinger resümieren.

Mit der »Christenheit als neuer Bund« beginnt ein neuer Abschnitt, in dem vor allem seine Kritik an der modernen Exegese (»Auftrag und Anspruch Jesu Christi«) erfrischend, wenn auch nicht immer ganz überzeugend wirkt. (73–89) Der neue Bund, den Christus am Kreuz schloß, konnte zwar nicht die Frage nach dem Leid in der Welt auslöschen, aber er zeigt die unbestreitbar tiefen »Zusammenhänge zwischen Liebe, Leid und Herrlichkeit, die es uns verwehren, die Liebe oder die Allmacht Gottes mit einem pauschalen Hinweis auf das Leiden allzu schnell für unglaubwürdig zu erklären«. (86) In groben Zügen zeichnet dann der Verfasser die Geschichte der Kirche von den Aposteln bis zur

Völkerwanderung nach (90–120), geht in einem eigenen Kapitel auf die »Herausforderung der Christenheit durch den Anspruch des Islam« (121–134) ein und bietet in »Die abendländische Christenheit und die europäischen Nationen« nicht nur einen Überblick über die politischen und kirchlichen Entwicklungen des Mittelalters, sondern auch über die geistesgeschichtlichen Fortschritte dieser Epoche. Leider sieht – wie viele andere – auch Staudinger in Scholastik und Mystik sich ausschließende Alternativen (151), anstatt sie vielmehr als Korrelate zu begreifen. Die weiteren Ausführungen widmen sich der Entdeckung und Kolonialisierung der Welt und der Konfessionalisierung der Kirche. (153–191)

Das sich abzeichnende aufgeklärte Denken seit dem 17. Jahrhundert behandelt Staudinger im dritten Teil seines Werkes (v.a. das Kapitel »Die Säkularisierung des Denkens und die moderne Zivilisation«, 192–205). Treffend bemerkt er, daß die Aufklärung neben ihren humanitären Forderungen als zweite Komponente den alleinigen Geltungsanspruch naturwissenschaftlichen Denkens beinhaltet. Dieses Element verselbständigte sich und wurde im Lauf der Zeit zu einer Ideologie, die bis heute Theologie und Naturwissenschaften trennt, da sie sich als einzigen Schlüssel zum Verständnis der Wirklichkeit betrachtet. (199) Bei einer rein materialistischen Welterklärung wird aber der Mensch zum »Zigeuner am Rande des Universums« (J. Monod). Für seine Argumentation zieht Staudinger v.a. Adorno und Horkheimer heran. Letzterer konstatiert schließlich für das 20. Jahrhundert eine »rastlose Selbsterstörung der Aufklärung« (203), die nur durch eine Öffnung gegenüber metaphysischen Fragestellungen abgewendet werden kann.

Besonders prägnant zeichnet Staudinger in seinen abschließenden Überlegungen die »Krise der Christenheit in der Gegenwart«. (206–229) Die Erklärung der Menschenrechte fußt wesentlich auf christlichen Grundwerten und wäre ohne ihren geistesgeschichtlichen Hintergrund nicht denkbar. Das Bekenntnis zu Jesus als dem Christus hat trotz vieler »weltgeschichtlicher« Widerstände die Menschen zusammenwachsen lassen. Der Verfasser zeigt in diesem Zusammenhang auch die Grenzen

ökumenischer Gespräche mit Juden und Moslems auf, da nach christlicher Überzeugung sich Gott »in Jesus Christus endgültig als der dreifaltige Gott offenbart hat und ... diese Offenbarung von Juden und Mohammedanern eindeutig abgelehnt wird.« (216) Die entscheidende Krise der Gegenwart aber ist die materialistische Interpretation von Mensch und Welt. Die theologische Selbstbescheidung, die Bibel weder als ein geschichtliches noch ein naturwissenschaftliches Buch zu bezeichnen, hat nicht zu einer friedlichen Koexistenz von Naturwissenschaft und Glauben, sondern zu einem »faulen Frieden« (Horkheimer) geführt. (219) »Ein echter Frieden zwischen Theologie und Naturwissenschaft ist allerdings nur erreichbar, wenn sich einerseits die Theologie vor Augen hält, daß ... die Bibel, nicht nur reines Gotteswort ist, sondern auch Menschenwort und zeitgebundene Vorstellungen und Aussagen enthält. Andererseits müssen die Naturwissenschaften sich noch mehr als bisher bewußt werden, daß das »Buch der Natur« keinen einfach formulierten und eindeutig interpretierbaren Text enthält und daß wir von diesem Buch jeweils nur die Seite lesen können, die zur Zeit aufgeschlagen ist.« (220) Denn Gott offenbart sich nicht nur in der Natur, sondern auch in der Geschichte; und so kann wiederum die Geschichte zur Interpretation der Natur hilfreich sein. (226)

Trotz der Problematik, Kirchengeschichte als Heilsgeschichte darzustellen, bleibt der hier vorgelegte Versuch beachtenswert. Der Untertitel »Weltgeschichtliche Überlegungen« gibt allerdings eine treffendere Charakterisierung des Buches. In einem Kurzdurchgang wird nicht nur die Geschichte des Volkes Israel und der Kirche im Kontext der Weltgeschichte aufgezeigt, sondern auch versucht, die Kontinuität des Heilshandelns Gottes in der Geschichte nachzuweisen, wenngleich dies dem Autor nicht immer restlos überzeugend gelingt. Durch die allgemeinverständliche Ausdrucksweise des Verfassers werden aber wissenschaftstheoretische und philosophische Probleme schnell verständlich, Zeitanalysen einprägsam und präzise dargestellt und so auch für die pastorale Praxis nutzbar.

Ulrich Lehner, München

Staatskirchenrecht

Grichting, Martin: *Kirche oder Kirchenwesen? Zur Problematik des Verhältnisses von Kirche und Staat in der Schweiz, dargestellt am Beispiel des Kantons Zürich (= Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, Bd. 47), Freiburg Schweiz 1997, 347 S., ISBN 3-7278-1107-2, DM 76,00*

Die vorliegende Arbeit, die im Wintersemester 1996/97 von der kanonistischen Fakultät des Pontificio Ateneo della Santa Croce in Rom als Dissertation angenommen und für die Drucklegung in deutscher Sprache um das fünfte Kapitel ergänzt wurde, befaßt sich, wie der Vf. im Vorwort bemerkt, »in erster Linie damit, wie es der römisch-katholischen